Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 35 (1941)
Heft: 24

Artikel: Zweierlei Weihnachten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-925775

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Generatoren, die Motoren, die Gas- und Dampfturbinen haben hohe Tourenzahlen. Tour (sprich Thur) heißt Umdrehung, Umlauf, Reise. Ein Rad mit hohen Tourenzahlen dreht sich ungeheuer rasch. Bis 3000 Mal in einer Minute. Nur Maschinen aus bestem Stahl halten so rasche Umdrehungen aus, ohne zu zerspringen. Solche Maschinen müssen auch sehr genau gearbeitet sein. Viele Teile sind bis 1/200 Millimeter genau. Maschinen, deren Teile nicht haarscharf zusammenpassen, schütteln und rütteln. Dann gehen sie bald kaputt. Und die Menschen um sie herum sind in Lebensgefahr.

Ungenau gearbeitete Maschinen können explodieren, bersten, auseinanderbrechen und dann viel Schaden anrichten. Keine Maschine, kein Motor wird verkauft, bevor sie geprüft sind. Die großen und gefährlichen Maschinen werden in einer stark gebauten Halle besonders geprüft. Niemand darf in dieser Halle bleiben, wenn darin eine Maschine zum erstenmal läuft. Das Tor wird dann mit einer doppelten Wand aus dicken Balken versperrt. Erst wenn die Halle ringsum fest verschlossen ist, setzt man die Maschine in Bewegung. Schon mehrmals sind Maschinen beim Ausprobieren explodiert. Sie waren ungenau gearbeitet. Ein Arbeiter hatte vielleicht ein kleines Stück vergessen oder falsch eingesetzt. Und der Kontrolleur hatte bei der Nachprüfung den Fehler auch nicht bemerkt.

Die fertigen Maschinen kommen in den Speditionssaal. Spedition heißt Warenversand. In den Speditionshallen werden die Maschinen zum Verschicken bereit gemacht. Monteure zerlegen (demontieren) sie wieder in Teile. Diese werden in starke Kisten verpackt, dann auf Eisenbahnwagen verladen. Und mit der Bahn oder auf Schiffen bis nach Amerika, Australien usw. geführt. Dort werden sie von Monteuren wieder zusammengesetzt und zum Betriebe bereitgestellt.

(Schluß folgt.)

Zweierlei Weihnachten.

Ein trüber, stürmischer Novemberabend. Die Tannen im nahen Walde werden hin und her geschüttelt von den starken Windstößen. In einer geschützten Höhle steht ein Karren mit Körben, Besenreis, einem Kissen und einer grobhärigen Wolldecke. Das Kind, dem diese letzteren Dinge zum Lager dienen, sitzt halberfroren auf dem Schoß der Mutter, die seine Händchen und Füßchen wieder warm reibt. Ein Stücklein Brot, eine kleine Flasche mit Milch sind noch vorhanden für den kleinen Paul. Der Mann mahnt zum Aufbruch, weil die Polizei ihnen auf der Spur sei. Sie sollen wieder zurück geschoben werden woher sie eben kamen. Doch ist es schon zu spät. Die Hüter der Ordnung sind schon da und ein Entweichen ist unmöglich. Schon zu verschiedenen Malen ist dieses Menschenpaar verwarnt worden, das unstete Wanderleben aufzugeben. Nun müssen die beiden den Hütern des Gesetzes folgen. Das Büblein wird wieder auf das dünne Bettlein gelegt, mit der groben Decke zugedeckt, und dann geht es dem Dorfe zu. Am Anfang desselben steht ein großes, graues, steinernes Haus mit einem Türmchen. Es ist eine Schul-Anstalt für Mädchen. Die Frau trägt in Begleitung des einen Polizisten das schlummernde Büblein diesem Gebäude zu. Eine Schwester öffnet auf das Ansuchen des Polizisten die Türe. Ob das Knäblein hier für einige Tage aufgenommen werden könne, wird sie gefragt. Auf eine bejahende Antwort übergibt die Mutter das Kind, dessen Bäcklein mit ihren Tränen netzend. Für dich ist es besser so, murmelt sie.

Dann folgt sie dem Polizisten. Die Frau und der Mann werden in Gewahrsam genommen und am Morgen wieder an den frühern Aufenthaltsort zurückbegleitet. — Bald aber finden diese Gelegenheit und eine unbewachte Stelle, wo sie über die Grenze in das jenseitige fremde Land hinübertreten können. Ein Brieflein mit einigem Geld — es war alles, das sie hatte — legte die Mutter vor die Türe des grauen Hauses.

Das Büblein wurde von der jungen Schwester besorgt und gepflegt. Bald wurde es zutraulich und fröhlich. Niemand dachte daran, dasselbe wieder fort zu geben, denn Schwester Berta besorgte es wie eine Mutter nicht besser konnte.

Am Weihnachtsabend war das Knäblein völlig neu gekleidet und hatte rote Bäcklein. Niemand würde das arme, halberfrorene Kind in ihm erkannt haben. Mit freudiger Erwartung saßen die Kinder an den Spieltischen. Ein großes Mädchen beschäftigte sich mit dem kleinen Paul — alle warteten auf das Glockenzeichen zum Eintritt in das Weihnachtszimmer mit dem Lichterbaum. Da kam auch die Pflegemutter von klein Paul hinzu. Sie wollte es sich nicht nehmen lassen, ihren Kleinen selbst zum Christbaum zu führen. Auch wollte sie

ihn beobachten. Es war ihr längst aufgefallen, daß er oft bei Gesang oder plötzlichem Geräusch ganz gleichgültig blieb. Nun ertönte das Klingelzeichen ganz laut. Die Kinder standen schnell auf, aber der Kleine gab kein Zeichen, daß er etwas vernommen habe. Als er aber den brennenden Tannenbaum erblickte, o, da streckte er seine Händchen darnach aus. Die Augen leuchteten, und das ganze Körperchen kam auf den Armen der Pflegerin in Bewegung. Wie groß war die Freude der Kinder! Bald erklangen Weihnachtslieder, von Groß und Klein gesungen. Das jüngste und kleinste der Kinder aber blieb unberührt von Gesang und Musik. Es wurde der Pflegerin klar, daß dasselbe taub und stumm war. Ein großes Erbarmen erfaßte ihr Herz für das fremde, unglückliche Kind, und sie faßte innerlich den Beschluß, ihm eine Mutter zu sein.

Das Knäblein konnte im Haus dieses Mädchenheimes unter der Obhut der Schwester Berta bleiben. Es entwickelte sich zu einem brauchbaren, fröhlichen Jungen, der überall im Hause wohl gelitten war. Seine kleinen Hilfeleistungen zeugten davon, daß er beobachten konnte. Doch sein Ohr war für die Sprache verschlossen. Oft zeigte sich, daß er das Oeffnen einer Türe bemerkte oder wenn sich eine solche laut schloß. Aber er beobachtete dabei die Beleuchtung oder fühlte die Erschütterung. Seiner Pflegerin war er ganz besonders zugetan, als ob er wüßte, was er ihr zu danken habe. Im Alter von sieben Jahren kam er dann zur Schule in eine Taubstummenanstalt. Er gewöhnte sich nicht ganz leicht ein. Doch war er ein guter Schüler, dessen Fortschritte bemerkenswert waren. Oft lag in seinen Augen ein träumerischer Glanz, so, daß man ihm ansah, daß seine Gedanken wo anders hängen geblieben. In freier Zeit suchte er sich oft Blumen und band sie zu einem Strauß. Dann schenkte er sie abwechslungsweise bald dieser und bald einer andern Person im Hause.

Die Pflegerin im Mädchenheim war es, die ihm Strümpfe und im Winter Handschuhe strickte und ihn hie und da mit einem Päcklein erfreute. Als er zum ersten Mal in die Ferien hin ging, bat er sie, ihm ihren Namen aufzuschreiben. Mit großem Eifer übte er sich im Sprechen dieses Wortes.

Die Zeit ging dahin. Paul stieg von Klasse zu Klasse und entwickelte sich zu einem gesunden, starken Burschen. Er fühlte sich hauptsächlich zu einem kleinen, verwachsenen Schüler hingezogen, der von seinen Kameraden oft bei Seite geschoben wurde. Er war dessen Beschützer, und in der freien Zeit sah man die beiden stets beisammen. War eine Arbeit zu verrichten, so half der gewandte Paul dem schwächlichen Kameraden. So kam es, daß er sich von seinen Alterskameraden nach und nach etwas absonderte. Eine große Hilfe war dem Waisenknaben immer die Fürsorge der Schwester Berta. Sie war dafür besorgt, daß er stets einige Tage zu ihr kommen konnte, wenn die Ferienzeit herangerückt war. Bei einem Besuche fragte er sie einmal: Wo ist meine Mutter? Habe ich keinen Vater? Schwester Berta nahm sich Zeit, um ihm seine kurze und traurige Lebensgeschichte zu erzählen, so weit er sie verstehen konnte. „Du bist meine Mutter", sagte Paul zu ihr. Vielleicht kommt die andere Mutter bald einmal, so tröstete er sich.

Obschon er groß und stark war und mancherlei Arbeit verrichtete, hatte er immer dünne Finger und kleine Hände. Diese Beobachtung gab seiner treuen Fürsorgerin zu denken. Er war ausersehen, später die landwirtschaftlichen Arbeiten zu erlernen. Im Stillen bemühte sich Schwester Berta, eine Lehrstelle ausfindig zu machen, wo das Zeichnentalent, das in ihm steckte, förderlich wäre. Doch war sie für eine brotlose Kunst nicht zu haben. Da zeigte sich, daß eine Zuckerwarenbäckerei einen Jüngling als Gehilfen suchte. Schwester Berta dachte sogleich an die feinen, gelenkigen Finger Pauls und begab sich zu einer Erkundigung und Besprechung zum Inhaber und Meister dieses Geschäfts. Sie ließ sich alle Möglichkeiten der spätern Arbeitsentlöhnung und Arbeitsmöglichkeiten erklären. Dann besprach sie sich mit dem Vorsteher und Lehrer der Anstalt, in der sich Paul befand und welcher ihn ja am besten kannte. Dieser riet, eine Probezeit festzusetzen. An einem Ferientag wanderte sie mit ihrem Schützling dieser Stätte zu, damit Paul sich diese Arbeit ansehen und auch dem Meister vorgestellt werden könne. Die Einigung kam unter Vorbehalt des Einverständnisses des Vorstehers und der Behörden, zu stande. Nach dem Schulaustritt und einigen Ferientagen wanderte Paul mit seinem Köfferchen ganz allein seiner neuen Arbeitsstätte zu. Ein grosser Bernhardinerhund lag in der Nähe der Türe an der Sonne. Manch einer hätte Herzklopfen bekommen, sich diesem Tier zu nähern. Aber Paul liebte die Tiere. Da stand der Hund auf und trat an dessen Seite in das Haus.

Die Probezeit verlief günstig. Mit der Hand und mit den Augen arbeitete Paul leicht und rasch. Doch das Sprechen fiel ihm schwer. Auch verstand er oft den Meister falsch, weil er an dessen Mundbild noch nicht gewöhnt war. Die Kehle trocknete ihm fast aus, wenn er halbe Tage lang nicht zum Sprechen kam. Mit Bedauern nahm seine Beschützerin wahr, daß die Sprechfertigkeit abnahm. Auf ihren Wunsch war sie einmal bei der Arbeit anwesend und erklärte ihm die verschiedenen Ausdrücke seiner Tätigkeiten, der Materialien und Werkzeuge, welche gebraucht wurden. Dafür war auch der Geschäftsherr dankbar. Nach Verlauf der Lehrzeit wurde Paul in diesem Geschäft angestellt, stets besorgt von seiner treuen Pflegemutter. (Schluß folgt.)

Eine Elephantenjagd.

Ein Brief aus dem Innern Afrikas.

Mein Sohn richtet in Afrika eine Farm ein. Er pflanzt allerlei Heilpflanzen. Die Farm liegt am obern Kongo. Mitten in Afrika, südwestlich vom Viktoriasee. Dort ist noch ganz wildes Land, bergig und hochgelegen wie das Oberengadin. Es gibt keine Straßen, keine Eisenbahn, keine Städte. Auch keine Läden, wo man Lebensmittel, Geräte usw. kaufen kann.

Ein Elefant zerstörte im letzten Sommer einen Teil der Pflanzung. Mein Sohn mußte ihn leider erschießen. Er berichtet: Zum ersten Mal im Leben einem erwachsenen Elefanten zu begegnen, in freier Wildnis auf 50 Meter Abstand, das macht einen gewaltigen Eindruck. So ein mächtiges Tier ist wie ein lebendiger Tank. Angst verspürte ich keinen Augenblick. Ruhig und sicher gab ich zwei Schüsse ab. Schon der erste wirkte tötlich. Das Tier schleppte sich noch einige hundert Meter in den Busch*) hinein. Mein Begleiter und ich ihm nach, bis er zusammenbrach. Staunend standen wir vor dem toten Riesen. Der Kerl tat mir wirklich leid.

Er war sicher größer als der Elefant im zoologischen Garten auf dem Zürichberg. Er hatte, wie alle afrikanischen Elefanten, großmächtige Ohren. Wie Tischplatten so groß. Der Rüssel dagegen war auffallend klein. Auch die Stoßzähne schienen mir im Verhältnis zu den übrigen Körpermassen klein zu sein. Sie maßen 165 Zentimeter und hatten die Dicke meiner Unterschenkel.

Bereits begann es zu dunkeln. Die Dämmerung dauert hier in den Tropen nur kurze Zeit. Wir befanden uns etwa dreieinhalb Kilometer von meiner Wohnung entfernt. Noch fehlen die sichern, leicht gangbaren Wege. An Heimkehr war also nicht zu denken. Rasch war es kühl geworden. Wir waren gar nicht zum Uebernachten eingerichtet. Wir hatten weder Wolldecken noch Zelte mitgenommen. Hätten wir wenigstens Buschmesser bei uns gehabt. Dann hätten wir schnell eine Hütte zum Uebernachten gebaut. Nur mein Regenmantel schützte mich ein wenig. So war ich froh um das Feuer, das meine Begleiter anzündeten.

Wir hatten alle Hunger. Und die reiche Beute lockte. Aber ich hatte nur mein kleines Taschenmesser bei mir. Der einzige Dolch, den wir mitgenommen, war in der Aufregung verloren gegangen. Sollten wir nun mit leerem Magen zu schlafen versuchen? Das hätten meine Neger nicht verstanden. Es gelang ihnen mit dem Messerchen Fleisch aus einem Schenkel herauszuschneiden. Stücklein um Stücklein. War das eine Arbeit! Stellt Euch vor: Die Haut drei Zentimeter dick und die Messerklinge nur 5 Zentimeter lang. An Stecken schmorten sie das Fleisch im Feuer. Und nun merkte ich erst, was für wilde Kerls die hiesigen Neger noch sind. Sie warteten nicht, bis das Fleisch durchgebraten war. Halb roh zerrissen sie es mit ihren Zähnen. Und schmatzten laut dabei. Ihre Hände troffen von Blut. Eine unglaubliche Geschichte für mich. Auch Euch hätte sicher gegraust.

Immer wieder machte mein Messerchen die Runde. Bis jeder seine zwei, drei Pfund Fleisch im Leibe hatte. Bald waren die meisten müde und bequem geworden. Sie warteten nicht mehr, bis das Fleisch angebraten war. Sie steckten es roh in den Mund, bissen mit den Zähnen fest hinein und schnitten mit dem Messer vor dem Munde durch. Schade, daß ich keine Aufnahme machen konnte! Kauende, schmatzende Neger mit verschmierten Händen und Gesichtern um das nächtliche Feuer herum. Das hätte einen Film gegeben.

Unterdessen war es halb zehn geworden. Eng um das Feuer herum kauerten wir uns nieder. Doch der Boden war feucht und kalt. Der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Nach Mitternacht wurde die Luft milder. Da schliefen wir endlich ein. Aber schon nach einer

*) Niedriger, dichter Wald.